

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 52

Rubrik: ds Chlapperläubli

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Erscheint alle 14 Tage. Beiträge werden vom Verlag der „Berner Woche“, Neuengasse 9, entgegengenommen.

Zwischen den Zeiten.

Im Chlapperkäubli chlappert's
Und plappert's nur ganz leis,
Als wären lauter Englein
Im Chlapperkäublikreis.
Es herrsch't noch Weihnachtsstimmung
Und's schwobt noch in der Luft,
Ein feiner Christbaumkerz'chen
Und Tannennadelnduft.

Im Chlapperkäubli chlappert's
Und plappert's friedlich sehr,
Als gäb' es nichts zu sticheln
Und zu beschläppern mehr.
Als gäb' es nichts zu tadeln
Rings um die Lauben 'rum,
Als flög' der Weihnachtsgesengel
Noch immer rings herum.

Im Chlapperkäubli chlappert's
Und plappert's rüchigbar lieb,
Das Chlapperkäublängli drückt sich
Beiseite wie ein Dieb.
Es lädt kein Büschchen hören,
Es röhrt sein Bünglein nicht,
Es ringelt sich zusammen,
Damit es ja nicht — sticht.

Im Chlapperkäubli ist es
Ganz heimlich und still,
Vom Schlangenfest ward es
Zum Taubenschlagdylly.
Selbst 's Chlapperkäublängli fühlt sich
Nun engelreich sogar:
Wünscht allen Chlapperkäublern
Ein — „Glückhaft neues Jahr!“

Chlapperkäublängli.

Vom Alter.

Wie mänglich ghört me doch Eltere zu ihre
Chinder, we si im jugendliche Uebermuet e dly
über d'Schante schlö, säge: „Wartet nume,
bis der einisch elter syl, dir wärdet de no
erfahe, was läbe heißt.“ . . .

I frage mi, isch das nid scho e düttliche
Bewys derfür, daß ds Alter allerhand Schwärz
und Unagnähms bringt, öppis, wo ds Gäge-
teil isch vo däm, was mi under „söhn ha“,
„luschtig und glücklich sy“ verschteilt?

We me jung isch, macht me sich us selige
Schprüch gwöhnlich nid vil drus, mi dänkt
höchstens, bricht dir nume so lang der weit,
und läbt fröhlich wpter i Tag nye. Us ganz
natürliche Gründe! Scho der groß Philosopf
Schopenhauer het i syne „Aphorismen zur Le-
bensweisheit“ dargleit, daß me i der Jugend,
wenn's bärfig göngi, voll Heiterkeit und Läbes-
lust sygi, will me der Tod, dä am Tuez vo der
andere Syle vom Värg wartet, nid mög er-
chenne, wenn aber einisch der Gipsel überschrifte
wärdi, sygi ou der Tod sichtbar. D'Läbeschaft
abwärts, der Läbesmuet sinti, usc ju-
gendliche Uebermuet folgi trübe Aernschit.

I der Chindheit dänkt me, wie gleit, natür-
lich nid a derartigi Sach. Aber scho bin
Utritt i ds ryfere Alter saht, wie der Scho-
penhauer trääffend bemerkt, Diverganz a und
wird mit de Jahre immer größer.

Der Schopenhauer het Rächt. I ha sälber
ou scho i früeche Jahre us verschiedene Chspräch
und Rede vo Erwachene e Ahnung gschöpf,
daß ds Alter allerhand Veränderunge, vil
Schmärze und Leid mit sich bringi. Und nid
vergäbe ha-ni dennzumal i mynn Tagebuch, das
iech no wohlverwahrt mit allerhand Grümpe
i-ne-re Chiliche us em Chtrig lyt, myne Ge-
danke mit de Worte Usdrud gäh: „O Gott,
Schidhal des Lebens, las' mich nie alt werden!“

Dermitt ha-ni nid nume a ds förperliche alt
wärde dänkt, i ha wölle säge, ds Schidhal
möch' mir mynn Tröüm und Ideal vo der
Jugend nid wägnäh und zerstöre.

Sithär isch mängs, mängs Jahr verby gange,
ds Alter isch einewäg cho und mängs schöne
Jugendroum, mängs herrlichs Ideal usem Lä-
beswäg verlore gange. Aber nid nume das!
Du allerhand lyblichii Beschwärde hei sich mit
der Zyt als unzertrennlichii Kamerade hgschiellet
und mi zwunge, us die und jeni Freud z'er-
ziehte.

Mit de vierzger Jahre ma der Mönch tat-
sächlich scho gschpüre, daß er nümmi der Blüete-
zyt vom Läbe schleift. Er het gwöhnlich scho
da und dert Gebrächte und ou der Charakter
fahrt sich langsam ändere. Und isch me ericht
him füszigste Läbesjahr aglangt, so fahrt's
scho bedäntlich afa böse. Us läbesfrohe, guel-
mütige Jünglinge wärde mänglich roubovzigi,
häßigi Manne, us fründliche, liebenswürdige
Töchterli bösli, giftigi Fröwe. Die verehrte Lä-
serinne und Läser vo der Bärnerwuchs natür-
lich usqno! Die schönste Jugendfründschafte
löse sich us, mi verschleift enand nümmi, die
beschte Kamerade wärde zu Gagner und Fünde
und alles nume wäge däm leidige Alter. Der
Läbesmuet sinti, d'Begeischteter gheit abe
wo me früeher ghoffet het, fahrt me a zwofle
und mi mueß em Schopenhauer wiederum Rächt
gäh, wenn er seit: D'Jugend syg d'Sehnsucht
nach em Glüd, ds Alter e säteti Bejognis
vor em Angläd!

Scho i de eltsichti Zyt het me sich an-
scheinend Gedanke gnadit über ds Alter. Min-
nermos, e griechische Lyriter us Kolophon, 630
vor Chr., het scho dennzumal i-me-ne Gedicht
„Das Los des Alters“ syne Chlage Usdrud
gäh, wie traurig es sygi, daß d'Jugend, d'Liebi,
die Blüete der Chraft so rajch verweltli, die
Gebrächte vom Alter der Ma, sältst der schönst
entschelli. Er spricht vo der Sehnsucht, die
raschlos am Smüet zehri, so daß sogar Helios
Strahl ds Härz nümm mög erfreue. Das Ge-
dicht schließt mit de Wort: „So viel Schweres
verhängt über das Alter ein Gott.“

Ueli hüttig Zyt dänkt im Grund gno glos.
Warum füscht de alli die heile Beschräbunge
möglichtig lang jung z'blybe? Warum all'
die füschtliche Mittel sich jung und schön z'er-
halte? Warum das pudere, schmiente, salbe,
Haar farbe, die churze Röd, die Bubichöpf usw.
bi de Dame? . . . Die glattrafferte Gsichter,
die bunte, brüetige Crapatte bi de Herre?

Und der Schport i all' syne Arie, das bade
und turne und tanze, het das nid alles zum
Aendzwäd jung z'blybe oder doch wenigstens
jung z'blyne. Und die verächtliche Vereinig-
unge, Masdasnan, Christliche Wüsseschaft usw.
geht ihres Zil nid derthi, glund und jung
z'erhalte? Vom Profässer Steinach gar nid
z'rede. Da schtudiert, wie me weiß, scho sit
langem dran umme, wie me e müede, schwache
gebrächliche Greis i-ne früsche, läbeslühliche,
glunde Jüngling chönniti verwandte. Der Er-
folg isch zur Zyt no nid großhartig, aber
was nid isch da no wärde?

Ja, es sy scho Schimme iut worde, die
behauptet, es bestöndi überhaupt sei Grund
derfür, daß der Mönch einisch müeh schärbe,
es sygi geradeun Unfug, so öppis z'dänkt.
Es ewigs Läbe, e ewigi Jugend! Wahrhäftig,
es großes Zil! Vorläufig aber no e Utopie.
Mi lüst wenigstens no all Tag vo Lüt, junge
und alte, die gschörbe syge und es git hüt
no Mönche, die ungheize us däm irdische Dajh
verschwinden. Ueberall ghört me no Chlage über
die Beschärde vom Alter und mi ha hie und
da . . .

Doch nei, da drüber wei mer nümmi wpters
bricht, mi vo der eltere und alte Garde
wärde dä Umschwung chum meh erläde, die
Junge sölle de sälber liege wie si dermit
fertig wärde. Mir wei lieber mit em Trostli
vorlieb näh, dä der Schopenhauer üs git, wenn
er seit, daß das Schwindle vo de Chraft im
zuenähmende Alter allerdings sehr traurig sygi
aber notwändig, ja wohltätig, will sich der
Tod em chönniti z'chwärzt wärde. Im übrige
soll jede mache was er für gut findet, um
sich möglichst lang gfund und jung z'erhalte.
Alt wärde isch z'letfatemänd, we me z'Läbe
het, keis hunders Verdienst, aber sich gäng
jung fuhle, das isch e Kunst, das Zil, das
me hütztag mit allne Mittel sott sueche z'er-
reiche.

Schpaß.

Anekdot.

Die Sturmglode.

Goethe war bekanntlich ein großer Anel-
dotenfreund, und wenn er, ein glänzender Er-
zähler, einmal in Stimmung war, riß der Fa-
den bei ihm so leicht nicht ab. Besonders in
seinen Unterhaltungen mit dem jungen natur-
wissenschaftlichen Hausfreund Frédéric Soret,
die soeben von Prof. Dr. H. H. Houben
im Verlag Brockhaus zum erstenmal in einer
goethewürdigen Ueberleitung nebst einer staun-
enswerten Fülle bisher unbekannter Briefe und
hochinteressanter Denkwürdigkeiten aus dem Wei-
marer Milieu herausgegeben werden, zeigte er
sich von dieser liebenswürdigsten Seite. Soret,
in Genf daheim, Franzose von Gebült, stand
ihm in der Kunst des Aneldotenerzählens nicht
nach, und da er Goethes Vorliebe kannte, sind
seine geistreichen Briefe an den Dichter, die in
dem Houbenschen Buche „Frédéric Soret“
Zehn Jahre bei Goethe zum erstenmal
übersetzt erschienen, geprägt mit allerhand Schnur-
ren und mehr oder weniger anzugänglichen Ge-
schichten. In Weimar wurde damals wader
das Tanzbein geschwungen, denn Bälle und
Maskeraden waren, neben dem Theater, das
einige gesellschaftliche Vergnügen, und ein Geg-
ner des Tanzes hätte in der thüringischen Reidenz
rein verzweifeln müssen. Von solch einem
abgesagten Feind des Tanzes in seiner Schweizer
Heimat erzählt Soret dem Dichter einmal
folgenden hübschen Einfall:

„Vor einigen Tagen wurde in Monrosier
einem kleinen Savoyardendorf bei Genf, eine
Hochzeit gefeiert. Der Pfarrer ist ein erklärter
Feind des Tanzes und meint, man solle die
Zeit besser zum Beten verwenden; die Bauern
wissen das, verschaffen sich aber doch Musik-
instrumente, versammeln sich in einem Saal,
schließen die Tür sorgfältig hinter sich zu, und
der Tanz beginnt. Der Pfarrer kommt atemlos
angerannt und will hinein, die Tür ist ver-
schlossen, er klopft immer stärker, ruft immer
lauter, aber wie soll er sich vernehmlich machen?
Die Musik macht einen Heidenlärm, die
eisenbeschlagenen Schuhe der Tänzer stampfen
den Boden, Gelächter, Stimmengewirr, Gesang
usw. Die Stimme des Pfarrers dringt nicht
durch, oder richtiger: die Tänzer stellen sich
taub. Aber ein pflichtsfriger Pfarrer darf
nicht den kürzeren ziehen; er läuft zur Kirche
und lädt — die Sturmglode läuten. Nun
kommt alles in Bewegung, man dentt schon,
das Dorf stehe in Flammen, jeder rennt vom
Tanzboden fort, um Haus und Hof zu retten,
die Bauern aus den Nachbardörfern eilen zu
Hilfe. Der Ball ist aus, der Pfarrer hat
gesiegt.“

-h-

